Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 525. Donnerstag den 13. October 1892. 86. Jahrgang

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 13. October.

In der „Nordd. Allg. Ztg." kann irgend Jemand nicht verstehen, wie nichtdemokratische Richtungen die „taktischen Vorstöße" unterstützen, welche von demokratischer Seite gegen die in Aussicht stehende Militairvorlage erfolgen. Der überraschte Herr findet, daß auch conservative und sonst nicht zu demokratisirenden Extravaganzen geneigte Blätter (also wohl nationalliberale) auf den vom Richter'schen Blatte angeschlagenen Ton einfallen. Das ist nun selbstverständlich falsch gehört, in Wahrheit ist das Gegentheil zu verzeichnen. Während die Richter'sche Presse die Militairvorlage als einen Anlaß zum Conflict begrüßt, auf den sie sich freut, wie ein Kind auf die Weihnachtsbescheerung, bekämpft die von der „Nordd. Allgem. Ztg." gekennzeichnete Presse übergroße Militairvorlagen, gerade weil sie einen Conflict für verderblich hält, sich aber der Befürchtung nicht verschließen kann, daß in der geplanten Vorlage der Stoff zu einem Conflict aufgehäuft liegt. Der Nichtverstehende der „Nordd. Allgem. Ztg." betont wiederholt, daß man über einen nach Inhalt und Begründung noch nicht bekannten Entwurf nicht urtheilen dürfe und könne. Diese Mahnung wird nun nachgerade recht langweilig. An der Discussion über die Militairvorlage trägt lediglich die Regierung mit ihren geflissentlich gemachten halben Andeutungen die Schuld und die Segel der Demokraten werden ausschließlich vom Regierungswind geblüht. Wollte die Regierung die frühzeitige Besprechung nicht, so hätte sie nichts „transpiriren" lassen dürfen, und will sie jetzt die Erörterung einer „unbekannten" Vorlage nicht, so soll sie ihren Entwurf in Gottes Namen bekannt geben. Parallelen mit früheren Militairvorlagen sind ganz unzulässig, denn früher wurden derartige Dinge in den Vorstadien ganz anders gehandhabt und einer vorzeitigen Kritik kein Spielraum gegeben. Die „Nordd. Allg. Ztg." beschwert sich auch darüber, daß die Blätter (es ist dies vornehmlich die freiconservative „Post" gewesen) die Chancen der „angeblich unvermeidlichen Reichstagsauflösung discutiren". Wenn damit gesagt sein soll, daß in keinem Falle an eine Auflösung gedacht wird, so werden dies alle Preßorgane, die der Artikelschreiber der „Nordd. Allg. Ztg." nicht begreift, mit Genugthuung begrüßen.

Als ob die Welt an den indiscreten halben Andeutungen über den Inhalt der Militairvorlage noch nicht genug und ihre Väter mit diesen Andeutungen noch nicht die geringste üble Erfahrung gemacht hätten, läßt man jetzt auch noch Angaben aus der Begründung der Vorlage in die Oeffentlichkeit dringen. So schreiben heute die „Berl. Polit. Nachr.":

„Wenn zur Zeit keinerlei Anzeichen für eine nahe Krisis vorliegen, so wird der tiefer Blickende doch schon nach der Geschichte der letzten Jahre keinen Zweifel darüber hegen, daß die Gefahr des Ausbruchs eines Doppelkrieges in unveränderter Stärke fortbesteht. Die betreffenden Vorgänge in Frankreich sind noch in frischer Erinnerung. Was Rußland anlangt, so mag man an die Vorgeschichte des letzten russisch-türkischen Krieges erinnert werden, über dessen Ursache Leroy-Beaulieu in seinem Buche „Das Reich des Zaren und die Russen" sich folgendermaßen treffend ausdrückt:

„Ungeachtet des Widerspruchs des Herrschers und der Minister, ungeachtet des höfischen Unglaubens der Petersburger, begann Rußland, von Kopf bis zu Füßen ergriffen, allmälig den Kreuzzug zu einem großen nationalen Kriege, an den zwei oder drei Jahre vorher Niemand hätte glauben können, zu einem Kriege, der im Gegensatz zu den Verdächtigungen des Westens weit weniger durch politische Berechnungen als durch ein Bedürfniß nach Aeußerung der Sympathie, durch eine plötzliche Explosion lange unterdrückter Gefühle entflammt wurde, die sich Luft machen mußten."

Besteht aber die Gefahr eines Doppelkrieges und zwar des anscheinend plötzlichen Ausbruchs eines solchen, so folgt daraus für Deutschland die unabweisbare Nothwendigkeit, sich kriegerisch so stark zu halten, daß ein Krieg mit doppelter Front siegreich durchgefochten werden kann. Es handelt sich dabei einfach um Sein oder Nichtsein; denn daß es bei einem europäischen Kriege der bezeichneten Art sich um die Existenz von Staatengruppen handeln wird, unterliegt wohl keinem ernstlichen Zweifel. So geneigt man sein mag, sich durch die augenblickliche friedliche Lage über den Ernst der Dinge wegtäuschen zu lassen, so wird doch derjenige, welcher namentlich an der Entscheidung über Militairfragen mitzuwirken hat und sich dieser Beantwortung voll bewußt ist, von der Nothwendigkeit, jederzeit auf einen Doppelkrieg gefaßt und zur siegreichen Durchführung desselben gerüstet sein zu müssen, ausgegangen haben.

Dabei würden die Thatsachen, daß Rußland beinahe soviel Einwohner zählt, als der Dreibund zusammen, daß sein stehendes Heer so stark ist, wie das deutsche und österreichische zusammen und daß das französische Heer das deutsche zu überflügeln droht, in vollem Umfange mit berücksichtigt werden müssen. Hält man sich diese Thatsachen in Verbindung mit der Nothwendigkeit, toujours en vedette gegenüber einem Doppelkriege sein zu müssen, vor Augen, so wird man zu dem Schlusse gelangen müssen, daß Deutschland im Interesse der eigenen Existenz gar nicht anders kann, als seine Wehrkraft bis zu der wirthschaftlich erreichbar höchsten Höhe zu entwickeln."

Daß die Vorlage auf ähnliche Weise begründet werden würde, konnte man freilich von der Stunde an voraussehen, in der zum ersten Male von einer neuen Militairvorlage die Rede war. Aber von eben dieser Stunde an legte man sich auch die Frage vor, was denn in Frankreich und Rußland seit der Berathung der letzten Militairvorlage geschehen sei, was die damalige Abneigung des Reichskanzlers und so vieler anderer Autoritäten gegen die „rage des nombres" in das directe Gegentheil verkehren konnte. Und gerade diese Frage ist es, auf deren Beantwortung man heute mit höchster Spannung wartet. Was die „Berl. Polit. Nachr." anführen, gerade das hat vor nicht langer Zeit unsere militairischen Autoritäten dazu geführt, besonderes Gewicht auf eine weniger zahlreiche, als vielmehr gründlichst durchgebildete und disciplinirte Feldarmee zu legen. Warum jetzt eine Vorlage, die mit dem bricht, was man noch unlängst als höchste militairische Weisheit vertheidigte? Will man auf diese Frage nicht eher Antwort geben, als bis dem Reichstage die fertige Vorlage überwiesen werden kann, so verschone man auch die Welt mit Motivirungen, die früher das Gegentheil von dem motiviren mußten, was jetzt motivirt werden soll.

Von Paris ist in diesen Tagen die Meldung eingegangen, daß auf den Kaiser von Rußland bei seiner Ankunft in Skiernewice ein Dynamit-Attentat versucht worden sei. Der „XIX. Siècle" wollte nämlich von der russischen Grenze die Nachricht erhalten haben, bei der Einfahrt des kaiserlichen Zuges im Bahnhof Skiernewice wäre unter dem Schienengeleise eine Dynamitbombe aufgeflogen und hätte mehrere Personen getödtet und verwundet, doch wäre das zerstörte Geleise nicht dasjenige gewesen, auf welchem der kaiserliche Zug lief. Wir haben diese Meldung ihrer zweifelhaften Quelle halber ignorirt. Heute wird sie ergänzt durch folgendes Telegramm des „Hirsch'schen Telegraphen-Bureaus" aus Wien:

„Trotz aller Dementis liegen Privatmeldungen aus Warschau vor, nach denen bei der Ankunft des Zaren in Skiernewice auf dem Bahngeleise eine Dynamitbombe geplatzt sein soll; 5 Personen seien getödtet und 14 schwer verletzt worden. Die Explosion sei durch eine elektrische Leitung bewirkt worden und der Zar sei nur dadurch dem Verderben entgangen, daß der Sonderzug, in dem er sich befand, irrthümlicher Weise auf ein anderes Geleis, als ursprünglich bestimmt, gelaufen war, als er in der Station ankam. 40 Verdächtige seien verhaftet worden. Das Attentat werde dem nihilistischen Geheimbund Narodnaja zugeschrieben."

Trotz dieser eingehenderen Schilderung des angeblichen Vorganges sind wir von diesem nicht überzeugt und warnen um so mehr vor leichtgläubiger Hinnahme der Sensationsnachricht, als uns sofort die folgende telegraphische Mittheilung zugeht:

Petersburg, 13. October. Der Kaiser Alexander ist gestern Abend 6¼ Uhr von der Jagd bei Mipka, einer 17 Werst von Skiernewice gelegenen Zwischenstation, wohlbehalten dorthin zurückgekehrt.

Kaum haben die Verhältnisse in Dahomey eine für Frankreich günstigere Wendung angenommen — immer noch vorausgesetzt, daß die von Paris aus darüber verbreiteten Meldungen sich allenthalben bestätigen —, so droht ganz neuerdings der französischen Colonialpolitik in Tonkin abermals eine arge Schlappe. Wie wir bereits in der Morgennummer melden konnten, hat Prinz Heinrich von Orleans eine Studie über Tonkin, das er kürzlich bereiste, veröffentlicht und erklärt, die vortige Lage sei sehr düster; der Piratenaufstand sei von China unterhalten, das seine Absicht, sich Tonkins zu bemächtigen, zäh verfolge, und andererseits verlege Siam fortwährend die Grenzen Kambodschas. In Tonkin scheint es in der That schlechter als je zu gehen. Man hat in Paris nur abgerissene, höchst unzulängliche Nachrichten über die dortigen Ereignisse, da die Behörden nur diejenigen Mittheilungen machen, die sich nicht umgehen lassen. So kürzlich die Nachricht, betreffend die Wegführung des Bahnunternehmers Bezin, den die „Piraten" nur gegen 25 000 Piaster Lösegeld freigaben. Der General Reste hat um Enthebung vom Oberbefehl gebeten, da ihm die verlangten 18 000 Mann Verstärkung nicht gewährt werden können. Es befinden sich 6000 europäische Soldaten in Tonkin, womit kaum im Delta Ruhe und Ordnung bewahrt werden können. Von diesen 6000 sind stets 3000 krank oder der Erholung bedürftig. Verlustlisten werden hier nie veröffentlicht. Eine Zusammenstellung der erreichbaren Nachrichten ergiebt indessen, daß seit Januar 16 Officiere dort gefallen sind, was immerhin auf einige Hundert gefallene Soldaten schließen läßt. Allgemein sieht man eine Nachforderung für Tonkin im Anzug; wahrscheinlich werden es 8—10 Millionen sein, vielleicht viel mehr.

Nachdem die bulgarische Regierung den Ansprüchen Griechenlands wegen der Schulen in Bulgarien, noch ehe das von der griechischen Regierung an die Vertragsmächte versendete Rundschreiben überreicht war, Rechnung getragen hat, versteht es sich von selbst, daß damit auch das diplomatische Vorgehen Griechenlands erledigt scheint. Nach vorliegenden Berichten dürfte indeß die griechische Regierung seitens mehrerer Vertragsmächte nicht im Zweifel gelassen worden sein, daß diese in keinem Falle dem griechischen Proteste durch irgend einen Schritt Folge geben würden, da es sich um eine einen Vasallenstaat der Pforte betreffende Beschwerde Griechenlands gehandelt hat und Griechenland sich daher ausschließlich an die Regierung des souverainen Staates hätte wenden müssen.

Seit dem 8. August d. J. besitzt Japan ein neues Cabinet, dessen Präsident Graf Ito ist. Dieser japanische Staatsmann und neben ihm Graf Inoupe, der Minister des Innern, geben der Regierung das Gepräge. Beide sind die hervorragendsten Vertreter des gegenwärtig in Japan herrschenden constitutionellen Regierungssystems. Graf Ito insbesondere darf als Begründer des modernen Japan betrachtet werden. Das gegenwärtige Verwaltungssystem, die Einrichtung des Cabinets, der Staatsrath, die Verfassung sind sein Werk. Unterstützt wurde er hauptsächlich von Adligen der vier südlichen Clans-Provinzen Satsuma, Choschu, Josa und Hizen, in deren Händen die Regierung des Landes bis heute geblieben ist. Die jüngere Generation ist demokratisch gesinnt und will weder von dieser Staatsregierung, noch von dem constitutionellen System länger etwas wissen; sie erstrebt die Einführung einer rein parlamentarischen Regierung. Im ersten Puncte dürfte Graf Ito, der schon in sein jetziges Cabinet einige nicht den genannten Clans angehörige Fachminister aufgenommen hat, zu Concessionen geneigt sein. Was er aber unter allen Umständen zu erhalten suchen wird, ist das jetzige gemäßigt-constitutionelle Regierungssystem, wonach die Minister von der Krone ernannt werden und nur der Krone verantwortlich sind. Mit weiser Vorsicht hat der jetzige Ministerpräsident dieses der deutschen Verfassung nachgebildete System gewählt; es gegen die auf parlamentarische Regierung gerichteten Bestrebungen der Demokraten zu vertheidigen, tritt er jetzt selbst in die Bresche. Muß Graf Ito der parlamentarischen Opposition weichen, so sind die Hilfsmittel des gegenwärtigen constitutionellen Regierungssystems erschöpft. Hat aber Japan erst eine parlamentarische Regierung, dann dürfte es gar bald eine Republik nach dem Muster der südamerikanischen Staaten werden. Wenn Graf Ito sich am Ruder erhalten will, so muß er einen Theil der Opposition auf seine Seite herüber zu ziehen suchen. Da er auch bei seinen Gegnern großes Ansehen genießt, wird ihm das vielleicht gelingen, aber erhebliche Schwierigkeiten werden ihm zweifellos zu überwinden bleiben.

Mit dem Einzug des Generals Crespo in Caracas scheint der Bürgerkrieg in Venezuela definitiv sein Ende erreicht zu haben. General Joaquin Crespo ist ungefähr 47 Jahre alt und war schon einmal Präsident von Venezuela während der Jahre 1884—1886. Als zu Ende vorigen Jahres der Conflict zwischen dem Präsidenten Palacio und dem Congreß ausbrach — Ersterer wollte sich bekanntlich die Herrschaft noch über das Ende seiner Amtsdauer (20. Februar 1892) sichern —, war Crespo Mitglied des Senats. Da es ihm an Rednergabe fehlt, hat er sich in der Debatte nie ausgezeichnet. Nachdem der Präsident und die Mehrheit des Congresses sich durch ihre Proclamationen vom 14. bezw. 15. März den Krieg erklärt hatten, betrachtete man es als selbstverständlich, daß der durch seine früheren Waffenthaten in Venezuela sehr populair gewordene General Crespo den Oberbefehl über die Truppen der Aufständischen übernehmen werde. Das geschah denn auch, und der General hat, von Westen und Osten vordringend, die Truppen der Regierung immer weiter zurückgedrängt. Der Präsident Palacio hat das Ende nicht abgewartet, sondern ist bereits Ende Juni aus Venezuela abgereist. — Nach einer Meldung des „New-York Herald" aus Venezuela ist das von General Crespo ernannte provisorische Ministerium folgendermaßen zusammengesetzt: Pedro Ezequiel Rojas, Auswärtiges; Leon Colina, Inneres; Pietri, Finanzen; General Guzmann Alvarez, Krieg; General Victor Rodriguez, Polizei-Chef; Leopoldo Baptista, Chef des Telegraphenamtes; Nunez Teber, öffentliche Bauten; Silva Gandolphy, öffentlicher Unterricht; General Ramon Guerra, Général-en-Chef, und Andrade, Gouverneur von Curaçao. Die Wahl dieser Männer soll allgemein befriedigen, da sie sämmtlich die Sache der Legalität, der Anhänger der „Geistlichkeit", unterstützt haben. Der venezolanische Consul in London, Nathaniel J. Porch, hat gegenüber einem Berichterstatter des „Bureau Reuter" die neue Regierung ebenfalls sehr gelobt. General Crespo, so sagte er, sei gegenwärtig ohne Zweifel die volksthümlichste Persönlichkeit in Venezuela; von jeher habe er besonders die Industrie des Landes zu heben gesucht und das Ausland werde unter seiner Regierung auch wohl fahren. Das von ihm gebildete Ministerium bestehe aus einflußreichen und fähigen Leuten. Daß General Crespo schon jetzt triumphirt habe, sei für Venezuela hochwichtig, da die Kaffee-Ernte bald eingebracht wird. Wäre der Krieg fortgesetzt worden, so hätte sie aus Mangel an Arbeitskräften leicht verloren gehen können. Der Krieg der Parteien sei jedenfalls jetzt zu Ende. General Crespo sei allgemein beliebt und habe auch die Macht, wie die Fähigkeit, dem Lande den Frieden wiederzugeben. Crespo habe selbst bedeutenden Grundbesitz. Hoffentlich behält der Herr Consul Recht, denn bis jetzt haben die Präsidenten von Venezuela mehr an ihren persönlichen Vortheil, als an denjenigen des Landes gedacht.

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

11] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ums Himmels willen, Doctor! Ich bin schon jetzt in Sorge .. Aufregungen verderben den Teint .. wenn solche Scenen im Hause wiederkehrten .. ich fürchte, aus meinem Gleichmaß herauszukommen und damit ist alles für mich verloren. Dann stellen sich gewiß auch krampfhafte Zufälle ein und man bekommt einen verzerrten Zug ins Gesicht .. vielleicht nur leise angedeutet .. aber wer genauer hinsieht, der merkt diese Fältchen und Falten!"

„Das geht nicht so rasch mit dem Altwerden, dazu braucht man Zeit", sagte der Doctor lächelnd.

„Ach es geht oft erstaunlich rasch! Und die grauen Haare .. das erste weiße Haar würde mir so vielen Kummer machen, daß darüber alle andern grau werden würden! Kann man nicht in einer Nacht graue Haare bekommen?"

„Gewiß, das wird von der Königin Marie Antoinette erzählt."

„Und das war eine Königin", versetzte Frau von Senden zerstreut, „die keine Sorgen hatte. Ach Gott, ja, sie sollte ja hingerichtet werden; aber, lieber Herr Doctor, lassen wir die Haare, beschäftigen wir uns lieber mit den Füßen! Ich werde doch nicht etwa lahm bleiben! Um's Himmelswillen nicht ... ich habe eine Freundin; es ist eine Schönheit, wenn sie sitzt oder liegt ... doch wenn sie geht ... da ist alles verloren! Eine hinkende Teufelin ... statt der Bewunderung das Mitleid! Ich werde zwar nicht bewundert, aber bemitleidet möcht' ich auch nicht werden."

„Fürchten Sie nichts! Wenn Sie folgsam sind, werden Sie nach vierzehn Tagen wieder hergestellt sein ... und es wird auch kein hinkender Bote nachkommen."

Die Zofe kam mit den Essumschlägen; der Doctor wies sie genau an, wie sie dieselben auflegen und erneuern sollte, und versprach wiederzukommen. Zwei Jahrten an einem Tage — er hatte kein Verbandszeug mit.

Unten vor dem Hause traf er Marie mit ihrer Gesellschafterin, einem sehr munter aussehenden Fräulein, das einige Prüfungen glücklich bestanden hatte, ohne daß durch ihre Studien ihre Gesichtsfarbe und ihr Humor Schaden genommen. Der Doctor konnte beruhigende Auskunft ertheilen und Mariechen empfand doppelte Freude; einmal daß der Mutter keine Gefahr drohe, dann aber, daß sie mit ruhigem Gewissen und fröhlichem Sinn den Spaziergang in den Wald unternehmen konnte, auf den sie sich schon Tage lang gefreut hatte.

Niemand traue den harmlosen Mädchen ... sie führen Arges im Schilde, sobald einmal der Pfeil des kleinen Gottes sie gerizt hat. Marie hatte bei ihrer Begegnung mit Enrico auf der Promenade der Stadt eine Zusammenkunft verabredet ... und zwar zu einer bestimmten Stunde dieses heißersehnten Tages ... oben auf dem Breiten Stein, einem Aussichtspuncte des Wäldchens, das an Helmesheims äußerster Grenze lag.

Dorthin wollte er, ohne das Schloß zu berühren, auf den nächsten Wegen reiten. Mariechen besuchte noch ihre Mutter, die sie getröstet fand, eilte in den Hof hinunter, sah dann ängstlich nach dem Zeiger der Schloßuhr über dem Portal; sie kam zurecht und brauchte sich nicht einmal außer Athem zu laufen. Die muntere Susette nahm sie mit sich als Anstandsdame — und trotz ihrer zwei Prüfungen als Erzieherin fand diese nichts Verfängliches darin, wenn sich zwei Liebende zusammenfinden, wo es ihnen gerade am bequemsten und geeignetsten schien.

Wie leuchtete der schöne Tag dem glücklichen Mädchen, dessen Schritte die Liebe beflügelte! Ueber breite Kornfelder flogen nachtlose Wolkenschatten ... sie konnten nicht hindern, daß gleich darauf wieder das Gold der Aehren, über denen ein leiser sommerlicher Duft schwebte, im Sonnenglanze leuchtete! Da pflückte sie im Vorübergehen Chaucen und Kornraden und wand auch üppigen Mohn in den Kranz ... alles für ihn. Jene waren die schwärmerischen blauen Augen der Kornfelder, dieser ihre rothe feurige Gluth! Schwärmerei und glühend Verlangen ... das war ja die Liebe! Das fühlte sie, ohne es auszusprechen.

Schweigend schritt sie an der Seite ihrer Begleiterin, welche, ein Liedchen trällernd, sobald fliehende Wolken die Sonne verdeckten, ihren Schirm dazu benutzte, Disteln zu köpfen, so gut es gehen wollte, und allerlei hochstengeligen Blumen, die am Wege standen, den Garaus zu machen.

Wie ein golden wallender Schleier breiteten sich thalauf, thalab die Kornfelder zu den Waldhügeln, die am fernen Horizont im Sonnenglanze flammten ... und blaue duftige Berge dahinter. Dorthin ging die Sehnsucht! O wie war die Welt so groß, das Leben so reich, das Herz so weit und glücklich! Welch ein Summen und Surren der Creatur, die sich des Lebens freute! Es war eine Geheimsprache, mehr gefühlt als gehört, die einen Widerklang im Herzen fand. Um die Distelblüthen summten die Bienen ... aus den Kornfeldern zwitscherte die junge Lerchenbrut ... o warum sind die Tonwellen so schwach, auf denen der Klang sich zum Ohre des Menschen wiegt! Es war so still ringsum, man hätte den Flügelschlag des Tagpfauenauges hören müssen, das um eine Glockenblume, die Vorbotin des nahen Waldes, gaukelte. Was aber Marie hörte, das war das Klopfen ihres eigenen Herzens, eine leise Bangigkeit wegen des verbotenen Weges und die freudige Erwartung des Wiedersehens. Susette fand den Weg sonnig und heiß, und erst, als sie in den Schatten des Waldes traten, ließ sie lauter ihre Lieder ertönen. Es waren nicht Salonlieder von Schubert und Schumann, sondern Volksweisen, oft recht keck und naiv, und dazwischen auch manche lüstern kichernde Operettenmelodie. Sie waren ja auf der Wanderung zu einem Abenteuer — und da war ja der ganze Wald verzaubert, und die Vögel auf den Bäumen sangen solche flotten censurwidrigen Lieder! Ja, censurwidrig war Alles, was sich im Kopfe und Herzen der mit den besten Schulcensuren ausgestatteten Susette bewegte ... zu einer Erzieherin und Gesellschafterin hatte sie nicht das geringste Talent! Es gehörte die ganze Urtheilslosigkeit und Blindheit von Mariens Eltern dazu, um ihr einziges Kind einer so bedenklichen Führung anzuvertrauen. Die guten Zeugnisse hatten sie bestochen und ihnen das eigene Urtheil erspart. Susette würde am liebsten dies Abenteuer selbst erlebt haben. Doch man mußte sich trösten. Heute war man Publicum, morgen spielte man vielleicht selbst Komödie.

Durch das Dunkel des Waldes führte der Pfad lange über knorrige Wurzeln, über welche Susette oft genug stolperte; denn sie sah nicht auf den Weg, und wenn sich ihr die ewigen Melodien der Operette durch die Glieder bewegten, so fing sie an zu tänzeln und zu hüpfen mit dem ganzen Chic der Künstlerinnen, welche mit ihren Reblen und Füßen zugleich dem Dämon der Offenbachiaden huldigen. Marie, welche wie berauscht war von dem würzigen Duft, der aus dem brütenden Walddunkel ihr entgegenathmete, hörte nicht auf den Inhalt dieser Lieder hin; sie freute sich nur an der Munterkeit ihrer Begleiterin, und erst als diese, in der Nähe des Felsvorsprunges angekommen, auf dem die Begegnung stattfinden sollte, einen schmetternden Jeckruf ausstieß, verbot ihr Marie diesen Uebermuth, der ihr als eine Entweihung der tiefernsten Seelenstimmung erschien, in welcher sie sich dem Geliebten näherte. Schon waren sie auf der Höhe des Waldhügels angekommen, da schimmerte etwas durch das Buschwerk; näher herantretend, erkannten sie Enrico's Schimmel, der, am Eichenast angebunden, ihnen fröhlich entgegenwieherte ... und bald konnte Marie ihrem Freunde die Hand drücken.

„Komm, mein Schimmelchen! Ich wie du, wir sind hier beide ziemlich überflüssig, nachdem wir den Transport besorgt ... plaudern wir ein wenig zusammen" ... So sagte Susette zu dem Pferd, indem sie ihm den Nacken streichelte und die Mähne kraute; „hätt' ich nur ein Stück Zucker mitgenommen ... du könntest auch etwas Süßes genießen wie dein Herr und brauchtest nicht so in der Luft herumzuschnuppern."

Der Breite Stein war früher ein weitschauender Aussichtspunct gewesen, doch die am steilen Hang, über dem sich ein Feldbalcon erhob, aufwachsenden Fichten ließen nur noch den Fernblick zwischen ihren Wipfeln zu und hatten den sonst so weit sichtbaren Felsvorsprung in einen Versteck verwandelt, wie er den Liebenden nicht willkommener sein konnte.

Sie saßen auf der Steinbank .. zu beiden Seiten erhoben sich zwei zitternde Espen .. auch ohne Luftzug bebte das